

Zum Gedächtnis Adolf Freys

Autor(en): **Bohnenblust, Gottfried**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **25 (1921)**

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571892>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zum Gedächtnis Adolf Freys.

Rede, gehalten am 6. März 1920, in der Tonhalle zu Zürich
von Gottfried Bohnenblust.

Uebers Johr, wennis Fäld	Gang nid uf mis Grab,
Wider Blueme treit,	Chum nid zu mim Stei!
Bin i wit und furt	Mach dr 's Härz nid schwär,
I dr Ebigkeit.	Glaub mer's: I bi hei.

Adolf Frey.

Scharf geht der Wind, und stille sind die Toten. „Chret und opfert! Denn unser sind viele!“ So läßt der Dichter ihren stummen Chor rauschen. Und wir ehren sie, nicht allein weil ihrer viele sind, sondern weil sie dauern. In uns, für uns, über uns bleiben sie: als die Toten, und siehe, sie leben.

Am 2. Januar 1876 stand Joseph Viktor Widmann an der Gruft des Volks-erzählers Jakob Frey und sprach:

Er lebt! Und darum soll die Klage schweigen.
Vollbringen wir die letzte, schöne Pflicht:
Legt auf den Sarg den Kranz von Lorbeer-
zweigen.

Der Dichter schläft. Vergessen bleibt er nicht.

Damals sah der Freund des Vaters zum erstenmal den Sohn, der beider Eltern poetische Erfüllung geworden ist. Das Bild des Vaters hat ihn begleitet. Und klagten die andern, wie ratlos er nun dastehe, so klang in seinem Innern des Vaters Stimme:

Die Hand reich nur dem eignen Mut!
Wer stürzen soll, den hält kein Rat der andern.
Einsam muß jeder nach dem Glücke wandern.

Und ob diesem Entschluß erwacht des Toten Antlitz:

Da goß der Sterne seliges Geleucht
In die versteineten Augen Glanz und Milde.

So hat der Tod Adolf Frey durchs Leben begleitet. Wo knarrt nicht sein Schritt und sein Griff, wo heult nicht sein hohles Lachen? Aber er selber weist den Dichter ins Leben. Er sitzt nicht wie in Kellers herrlichen Stanzas auf seinem Felsen, „verlassen, einsam, tränen schwer, wenn ihm die Seelen, kaum hier eingefangen, laut jubelnd wieder in die See gegangen“. Er selbst ist überall im Leben zu Hause, zeigt Blüten, Garben und Herdesflammen. Der Tod lehrt leben.

Blick nicht auf mich, und blicke nicht zurück!
Du hast die Kunst, was jammertest du nach Glück?

Ein Mannesherz steht über seinem Leid
Und bricht nur mir allein und nicht der Zeit.

Am 14. Februar 1920 haben Freunde am Sarg des Sohnes wie einst des Vaters gestanden. Aber ehe sich leise und ehrerbietig die Feuerpforten vor dem Dichter aufstapen, ward sein Leben durch das Amt, das die Versöhnung predigt, in das Licht der Ewigkeit gerückt, und über Adolf Frey ward das schöne Wort gesprochen: Er ist ein wesentlicher Mensch gewesen. Dann fuhr er hin, allem Gram und Groll und Harm entrückt, und auch der Tritt des Todes war eine kleine Weile nicht mehr zu hören.

Wie reich ist dieses Leben gewesen! Wäre es ärmer, so kennten es mehr Menschen, und es wäre gerechter gewürdigt und tiefer geliebt. So mag man in schweren Büchern über Dichtung und Dichter der Zeit vergeblich nach diesem echten Namen suchen, während so viel Gips dasteht, wo Marmor stehen könnte und sollte. Das ist nicht rühmlich und ist nicht leicht zu tragen. Aber es ist nicht das Letzte. Wer den Besten seiner Zeit genug getan, der hat gelebt für alle Zeiten. Und der Dichter selbst hat dankbar sein Los gepriesen:

Ich ging im Staub. Da flammten Königskerzen
Am Weg. Heil mir, daß Königskerzen lohten
Auf meiner Lebensfahrt in Freundesherzen.

Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer, die sich an Heinrich Leutholds Bahre trafen, fanden sich noch lieber auf dem Wege dieses Lebendigen. Er ist in ihrem Lichte groß geworden; aber er hat sich nicht an sie verloren. Er lernte von ihnen; aber er ahmte sie nicht nach. Er ist die lebendige, wortwörtliche Erfüllung der Erkenntnis Gottfried Kellers:

Willst du, o Herz, ein gutes Ziel erreichen,
Mußt du in eigener Angel schwebend ruhn.
Ein Tor versucht zu gehn in fremden Schuhn,
Nur mit sich selbst kann sich der Mann vergleichen.

Ein Tor, der aus des Nachbars Kinderstreichen
Sich Trost nimmt für das eigne schwache Tun,
Der immer um sich späht und lauscht und nun
Sich seinen Wert bestimmt nach falschen Zeichen.

Tu frei und offen, was du nicht willst lassen,
Doch wandle streng auf selbstbeschränkten Wegen
Und lerne früh nur deine Fehler hassen!

Und ruhig geh den anderen entgegen.
Kannst du dein Ich nur fest zusammenfassen,
Wird deine Kraft die fremde Kraft erregen.

Als Adolf Frey zweiundzwanzig Jahre
zählte, würdigte Conrad Ferdinand Meyer
öffentlich die Lieder eines Freiharstbuben,
stellte die entschiedene Begabung des jungen
Talentes fest und fragte: „Wird er
gegen sich selbst strenge sein? Wird er zu
seinem Kerne durchdringen?“

Die Antwort auf diese Frage ist lange
genug erdauert. Sie kann nur lauten:
Ja, es ist geschehen.

I.

Wir feiern heute vorab den Poeten.
Aber der Dichter lebt im Grunde von
allem, was Adolf Frey geschaffen. Gerade
die unsichtbare, doch fühlbare Einheit
seines Lebensertrages ist ein Kunstwerk.
Der Wert der Werke und der Wert des
Werkes ist im Kampf geworden, im Kampf
erprobt, im Kampf bewährt.

Aus eigener Kraft schöpfte seine Lehre
ihre unmittelbare Macht; davon zeugen
seine Schüler, seine Jünger, seine Verehrer,
die sich vor fünf Jahren schon hier
mit beredtem Lob um ihn scharten, die in
seinem Geiste wirken, und die ihm zum
65. Geburtstag die aufrichtige und energische
Ehrung des Adolf Frey-Buches zuge-
gedacht hatten.

Aus seinem schöpferischen Vermögen
floß auch die sichere und fruchtbare
Kritik, die er namentlich früher gern
pfliegte. Er urteilte gerecht, streng, ge-
wissenhaft und war in allem, was er wirk-
lich kannte, ein Richter ersten Ranges.
Meyers Wort gilt über den besondern An-
laß hinaus: „Frey sagt natürlich lieber
etwas Unangenehmes als das Gegenteil;
aber ich habe ihn immer wahr ge-
funden.“

Nur der Dichter konnte die unver-
gleichliche Biographie seines großen
Freundes von Kilchberg schreiben, dar-
stellend und erzählend, jede Seite nach

Kräften und kräftig mit Tatsachen füllend.
Die reale Welt und sichere Vorgänge will
er schildern; aber alles ist Wahl, alles Be-
deutung. Wie die klassischen Gedichte Con-
rad Ferdinand Meyers tieferes und
stärkeres Gleichnis sind als der ganze Sy-
stemsymbolismus zusammengenommen,
gewinnt hier die Gestalt selber ihr ge-
schichtliches Gewicht: wer so klar geschaut
ist, offenbart damit auch, was er ererbt,
und was er vererbt hat. Frey hat nicht als
Forscher phantasiert, er ist gegen Phrasen
von beispielloser Strenge gewesen, sich
und andern gegenüber. Er schenkte sich
nichts; er baute von unten, nicht vom Dach
aus. Vom sichern Texte ging er aus, sam-
melte und erklärte unermüdllich Briefe,
jugendliche und selbst unvollendete Dich-
tungen; er lernte mit vorbildlicher Un-
befangenheit bis zuletzt. Er schien das alte
Wort Solons umzukehren: „Ich bleibe
jung, indem ich immer lerne.“ Dann
ward alles Unwesentliche verworfen, und
das Wesentliche fügte sich zum Bilde. Da
fand alles seine Stelle, alles ward ge-
adelt im lebendigen Zusammenhang: die
Wirklichkeit verdichtete sich zur Wahrheit.

Die Deutung des Dichters durch den
Dichter gibt auch den Erinnerungen an
Gottfried Keller ihren unersehten und uner-
sehbaren Wert. Meyer wußte, warum
er das Buch sehr hoch stellte. Es ist „treu,
liebepoll, endgültig“, wie die frühern über
Haller und Salis; aber hier trat zu der
innern Verwandtschaft die persönliche An-
schauung, die aus Verehrung wachsende
Freundschaft. So ist es auch in den
„Schweizerdichtern“ Adolf Freys, als er-
höhe sich an dem hohen Tisch einer aus
dem Kreise und stellte dem Volke seine
Festgenossen vor. Das Jahrtausend unsrer
Dichtung wird zur kurzen, reichen Stunde;
Bild ersteht neben Bild, und die ganze
Schar, eigen und sich doch verbunden und
verpflichtet, bildet unsere lebendige Ge-
schichte des Geistes.

Auch wenn Frey über Lessing spricht,
redet der Dichter über den Dichter. Wohl
will er den Laokoon erläutern helfen; aber
am liebsten geht er der verborgenen
Kunstform des vielfach so veralteten und
zugleich so erstaunlich jungen Werkes nach.
Nicht nur was da gesagt wird, reizt
diesen seltenen Lessingforscher, sondern

wie es geformt ist. Da sieht der Leser das Recht des Novalis ein, der die Einheit des Dichters und Denkers als das Natürliche und unsere Scheidung der beiden als Zerfall der lebendigen Kräfte empfand. Und hier lernen wir, was für Adolf Frey Geschichte war: nicht die Beziehung statt der Gestalt, nicht die Reihe vor dem Glied, sondern das Zusammen-schauen der Gestalten, in denen allein uns das Leben gegeben ist, und die höhere Anschauung ihrer Einheit. Das ist der platonische Weg, der von den Bildern zum Urbild führt. Adolf Frey geht ihn gerade so weit, daß er die Ueberschau über die Lebendigen nicht verliert, um im einen Leben aufzugehen.

Freuet euch des wahren Scheins,
Euch des ernstes Spieles!
Kein Lebendiges ist Eins,
Immer ist's ein Vieles.

Das sind die vollen Garben, die Adolf Frey vom Feld der Arbeit heimgebracht. Und nicht genug: sein Herz ist auch bei den Malern immer zünftig geblieben, wie er es von Keller sagt. Er zeichnete das Bild der Bildner so gern, wie die Bildner sein Bild malten. Mit vollkommener Unbefangeneheit allem Wandel der Mode gegenüber schildert er Böcklin, Koller, Welte, Hodler. Von diesem Buche weg, im Würdigsten beschäftigt, ist er unters Messer der Ärzte gegangen, nachdem er tags zuvor seine erschütternde Rede zu Kellers Geburtstag gehalten. Mit hingebender Treue hat er die Männer und Künstler in sich aufgenommen, die Typen erschaut, den Gehalt erfaßt: wie sie gestaltet und gebildet waren, wie sie gestalteten und bildeten. Es waren ihm keine Allotria, die Nachbarkünste zu verstehen, ein schöpferisches Vermögen nach und in dem andern zu begreifen. Denn eins wirkt und lebt im andern, und die Grenzen werden so samt der letzten Einheit offenbar.

Dieser Reichtum ist schon erstaunlich. Meyer beneidete Keller um Muße und Muse, als dieser seine Bürde los war: dabei war er immer frei, wie Spitteler doch seit seinem 47. Jahre. Adolf Frey hat schwer gearbeitet; aber auch von ihm gilt die Antwort des Forschers an den Tod: Die Mühe war schwer, doch meine Wonne rein, Und was ich schuf, wird lange noch gedeihn.

II.

Aber wir stehen erst an der Grenze, die Adolf Frey besondere Kunst umschließt. Dieser Deuter ist vor allem Dichter gewesen. Es ist wohl schön und notwendig, Geschichte zu sehen, schöner aber und notwendiger, Geschichte zu sein. Volle Rechenhaft kann davon diese halbe Stunde nicht geben; aber wer Tal und Wald und Firn seines Landes aus der Höhe sieht, bedarf nur eines Augenblicks, zu staunen, zu genießen und zu danken.

Dringen wir von den Marken allmählich ins Innerste vor. Adolf Frey hat, der Kunst seines Vaters und seiner großen Freunde folgend, als Dichter Geschichte erzählt. Der Aargauer hat den Roman der stadtbernischen Aristokratie des 17. Jahrhunderts und den Zürcher Roman der liberalen Regeneration geschrieben: es ist zugleich das Schicksal des männlichen Weibes und des weiblich-weibischen Mannes. Weder die Jungfer von Wattenwil noch Bernhard Hirzel sind unpsychologisch; aber sie psychologisieren nicht. Der Dichter stellt dar, Gestalten tragen die Bewegung, die Gebärde ist Ausdruck, nicht Maske. Sie sagen nicht, was sie tun oder möchten; sie handeln, wie sie müssen. Der Kenner Lessings bewährt sich. Tatsächliches füllt die Seiten, und den Ernst des Forschers hat auch hier keine Mühe gebleicht, keine Menschenfurcht und Menschenkenntnis gehemmt. Er verließ sich darauf, aus dem Festgeläute werde jeder seine Glocke wieder hören: in seliger Haft vollkommener Harmonie. Die Anschaulichkeit der Gestalten und der Welt, in der sie handeln, ist groß, die Sprachkunst ungewöhnlich, die Kontrapunktik der Menschen und Schicksale ganz bedeutend. Aus den ersten Bewegungen zwingt der Dichter, das Schicksal zu ahnen. Was fehlt, ist der leichte Strom; und Meyers Bedenken wegen der „Fülle“ ist derart kompensiert, daß wir zuweilen statt des Flammenübermaßes lieber im farbigen Abganz das Leben haben möchten.

Auch Freys Dramatik beweist, daß er vor allem Lyriker war: so bildhaft, so poetisch, so lieddurchdrungen sind vor allem seine Bundes- und Zürcher Festspiele. Andern wird die Dichtung zur Gelegenheit, ihm wird noch die Gelegenheit

zur Dichtung. Was sich über die vier Fakultäten Böses sagen läßt, sagt Mephistopheles; aber das ist nicht alles. Freys Festkantate zur Einweihung der Zürcher Hochschule ist der Kellerschen von 1883 gewachsen. Das bedeutet viel. Seine sinnende Mühsal, die ihm doch auch zum Jungbrunn der Seele geworden, verflärt er hier:

In stillen Sälen stehn Altäre,
Auf ihnen leuchten stille Flammen,
Vom Dunst des Tages nicht getrübt,
Vom wilden Hauch der Zeiten nicht gebogen.
Und wenn die Kraft der Hüter bricht,
Die Flammen steigen über Gräften
Und Aschenkrügen still und stät,
Der Heimstatt ewigen Lichts entgegen,
Von unverfälgter Glut genährt.

Kann das Wesen akademischen Lebens
schöner gefaßt und gesehen werden, als es
da Zwingli tut:

O Seelenlabfal, zu erlauschen,
Was von der kundigen Lippe klingt,
Und reges Widerwort zu tauschen,
Das rastlos an die Wurzel dringt!
Und daß ich, wenn ich mich zur Quelle böge,
Die lautre Wahrheit in den Busen söge.

Und so geloben sich die Jungen ewige
Jugend:

Und dräuen Dämonen
Und Nöte der Welt,
Uns schimmert das Kleinod,
Das die Seele erhellt:
Wir fahren mit Geistern,
Wir dienen dem Geist,
Der aus Dornen und Drangsal
Zu den Sternen uns reißt.

Adolf Frey ist im tiefsten Lyriker. Es ist eine alte, bedeutende Gesellschaft, in die er, würdiger Erbe und eigener Herr, eingetreten ist. Mit Ratpert und Notker von St. Gallen hat sich die Lyrik unseres Landes vor mehr denn tausend Jahren begründet; allmählich geht der lateinische Gesang in althochdeutschen über. Der Graf Rudolf von Neuenburg singt zuerst provenzalische Weisen, Ulrich von Singenberg ist schon Schüler Walthers von der Vogelweide, und der Schar ritterlicher Minnesänger folgen die Bürger und Bauern. Bald nach Hadlaub schallen die ersten Lieder von den Taten der alten Eidgenossen; das lehrhafte Jahrhundert wird vom gelehrten abgelöst; und wenn Zwingli

kein schweizerischer Luther war, so doch Simler ein Schweizer Opiz und Grob ein Schweizer Logau. Albrecht von Haller leitet nach Goethes Urteil die deutsche nationale Dichtung ein; und von hier an ist auch die Geschichte für Adolf Frey unmittelbar lebendig. Hallers gedrungene Kraft steht ihm so nahe wie die sanfte Sehnsucht des Johann Gaudenz von Salis: beider Wesen hat er erfaßt und geprägt.

Aber auch die mundartliche Dichtung, die zu Ende des 18. Jahrhunderts bei uns zur bewußt gesonderten Poesie geworden, hat Frey nicht nur verstanden; sie ist ihm mit dem alten Volkslied von früh auf vertraut gewesen, und er hat sie mit und vor Meinrad Lienert zur vollen künstlerischen Höhe gebracht. Conrad Ferdinand Meyer ist angesichts dieser Schweizerlieder erst wegen ihrer Einfachheit verblüfft gewesen; dann meinte er, es wäre im Grund wohl möglich, daß diese ‚Liedli‘ in ihrer Art ganz vorzüglich seien. Ja, das ist nicht nur im Grunde möglich, sondern es ist wirklich so. Adolf Frey überschreitet die innern Grenzen des mundartlichen Liedes nirgends. Meinrad Lienert lehrt, daß er sie nicht einmal vollkommen erschöpft; er gibt nur, was so, in der eigentlichsten Muttersprache, an Urlauten aus dem einzelnen Herzen quillt. So wenig als die besten Lieder von Kuhn, Wyß, Lienert und Jacob Burckhardt kann man diese feinen Gebilde von rührender und wahrhafter Ehrlichkeit irgendwie übersehen.

Wenn i-n-emol im Chiltshof schlofe,
Denn drückt's mi nümme, was uf Aerde goht,
Denn schloft au 's Härz, wo eus im Läbe
So Unmues macht und niene rüejig lot.

Doch z'Obe gieng i gärn go luege
Und zu mim Hei durs finster Dörfli us,
Wo mini Liebe zäme sihe
Und uf em Bänkli singe vor em Hus.

Denn möcht i um en Egge schliche
Und hinderm Brunne-n-i der Nöchi stoh
Und stoh und lose, was si singe,
Und lisli wider a mis Blägli goh.

Aber Frey geht seinen Weg weiter. Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts bot ihm außer dem Volkslied nichts: bis auf Keller und Conrad Ferdinand Meyer.

Meyer meinte, Frey habe eher an Keller als ihn angeknüpft („oder nicht?“ fragt er ganz meyersch); zugleich erkennt er in ihm die Verwandtschaft mit sich, und endlich findet er es „merkwürdig, wie tief Adolf in Volk und Volkslied wurzelt“. Damit ist alles gesagt; denn diese Elemente, vordem nirgends verbunden, haben einen originalen Komplex ergeben, mit Goethe zu reden. Derselbe Goethe sprach ja einmal das Rätselwort, die höchste Lyrik sei entschieden historisch. Das sagte der Größte, dessen Lyrik zugleich höchst persönlich war.

Adolf Frey hat der Individualität den höchsten Preis zugesprochen; aber dem atomisierenden Individualismus hat er nie irgendwelchen Fuß Erde abgetreten. Sappho hatte es ihm angetan, Solon schreitet durch seine Verse, Minnesang und Volkslied klingen an, Haller, Geyner, Keller und Meyer sind fühlbar nahe. Das ist sein Wesen, es verträgt sich mit dem Atem seiner Seele. Es ist selbständige Kraft, die Kräfte der Geschichte in sich zu erhalten und zu verbinden; es ist Schwäche, ihnen auszuweichen, um ihnen nicht zu verfallen. Modern ist Frey auch in der Lyrik nie gewesen; aber wie vieles hat er erst modern und bald darauf modern gesehen! Nicht den Sturm der Prärien, nicht die Kunst der Inder, Indianer und Japaner hat er gekannt und gekonnt. Wozu auch? Die Macht der Berge und der Blütenhauch des Tals leben in seinen Gesichtern und Gedichten. Scharf ist sein Auge, warm sein Herz. Wie sagte der fluge Herzog de la Rochefoucauld: „Le soleil ni la mort ne se peuvent regarder fixement.“ Eben das liebt Adolf Frey. Unerbittlich zeichnet, unersättlich sieht er die Welt, Sonne und Tod; und zu aller-tiefst singt Melancholie von altem Glück und alter Zeit.

Gottfried Keller hat eine festliche Tat in dem Buche des Dreißigjährigen gesehen, Karl Stauffer hat es gerühmt, Conrad Ferdinand Meyer fand mannigfaltigen Klang und Farbe darin, „vom eisernen Tritt bis zur größten Anmut, von der Bööklinschen Landschaft bis zur Holänderei, wenn hier die Frau nicht ein bißchen geholfen hat“. Wahrheit vorerst, dann Glanz und Stärke fand in Adolf

Frey Gedichten der Mann, der uns selber das bisher vollendetste und reichste lyrische Kunstwerk geschenkt. Dem Tode hat sie der Dichter abgerungen: und siehe, sie leben.

Langsam sind die Lieder geworden und hervorgetreten, langsam gehen sie ein. Langsam wird man auch inne, wie groß die Zahl der ursprünglichen Bilder und Einfälle ist. Wer das Gewicht des Ganzen empfunden, wird erst alles einzelne entdecken, was da gefunden und erfunden ist, und was edle Sicherheit, optische und musikalische Mittel reich beherrschend unaufhaltsam ausgestaltet hat. Es ist rührend, daß sich am Ende all diese Künstler-tugend in den Blumenritornellen vereint, wie Spitteler einst von den Schmetterlingen ausgegangen war. Winzig an Zahl und Zeilen, ist das Büchlein gewichtiger als mancher lyrische Wälzer.

Sternglanz und Duft der Nachviolen:
Die müde Brust fühlt Heimwehshauer,
Die Träume gehn auf unhörbaren Sohlen.

Adolf Frey ist Schweizer im schönen Vollsinn des Wortes gewesen. Bleibende Vaterlandslieder hat er geschaffen; die Ahnen sind ihm gegenwärtig. Nicht klagend ruft sie der Dichter aus der Gruft: ermannend rühren sie des Enkels Hand. Nirgends wird gepoltet, nirgends geprahlt; aber nichts wird vergessen und verleugnet, was uns im Erbe unsererer Jahrhunderte gegeben ist.

Und der Männer Werke sind mit dem Licht der Matten, mit der Fesselnacht in eins gewoben. Der Mensch bleibt im Grunde Natur, diese Natur, und er erfährt Natur; das ist dem Poeten eines. Brandolf von Stein wirkt auf uns wie die stolzen und treuen Berge, die in ihm leben und angesichts derer er gelebt hat und unerschüttert stirbt.

Last euch nicht den guten Mut verderben,
Muß ich gleich von Henkershänden sterben!
Einen andern Hauptmann sollt ihr wählen,
Meine Seele aber Gott befehlen
Vor der Feste Dverdun.

Aber der Blick wandert hinaus. Griechische Sage, römische Geschichte, deutsches Mittelalter, Zeitgeschichte: all das ist ihm möglich, wenn es reich und reif ist; nichts ist nötig, nur weil es eben andere tun oder für nötig halten. Die Kraft ist

